

abends meditiert sie, tagsüber arbeitet sie im Büro. Meditation durch Arbeit, hatte Osho das genannt. „Ich war erstmal neugierig und ich wollte gerne die Gelegenheit haben, an mir zu arbeiten und so mich selber besser kennen zu lernen und natürlich die Meditationen kennen zu lernen und die Gelegenheit haben, kontinuierlich zu meditieren.“

Die Entscheidung, nach Pune zu reisen, fiel Andrea dennoch nicht leicht: „Die Idee, in ein Meditationsresort zu gehen, löste in meinem sozialen Umfeld ganz viel Angst aus: Oh, weiß Gott, was mit dir passiert. Wahrscheinlich kommst du völlig verrückt zurück, wenn du zurückkommst. Also das hat es mir sehr schwer gemacht, zu gehen. Mir war schon klar, dass Osho eine sehr umstrittene Person ist, und dass es die wildesten Geschichten darüber gibt, was in dem Ashram früher passiert ist, was jetzt dort wohl passieren mag. Ich hab mir gedacht, bevor ich mir kein eigenes Bild mache, kann ich nichts darüber sagen. Und wenn es mir nicht gefällt, dann verliere ich

nichts, wenn ich hier zwei Tage verbringe und wieder gehe.“

Osho

Noch immer haftet der Osho-Bewegung etwas Anrüchiges an, ihr Anders-Sein wird von manchen als Bedrohung empfunden. In Pune demonstrieren immer wieder fundamentalistische Hindus vor der Kommune, einer warf gar einmal ein Messer nach Bhagwan. Der entschließt sich 1981 zur Auswanderung in die USA. Doch die im trockenen Oregon gegründete Kommune geht an Intrigen und einem Mordkomplott zugrunde. Als Bhagwan die USA heimlich verlassen will, wird er verhaftet und drei Wochen lang eingesperrt.

Es folgt eine sieben Monate lange, im Nachhinein als Welt-Tournee verbrämte Suche nach einem neuen Heim, die Bhagwan unter anderem nach Nepal, Griechenland, Uruguay führt. Häufig macht die US-Regierung ihren Einfluss geltend, um Bhagwans Aufenthalt zu verweigern. Im Juli

1986 lässt er sich schließlich wieder in Pune nieder. Mehr Anhänger denn je kommen aus aller Welt, um seine Diskurse und Meditationsübungen zu erleben. Der Meister legt sich den Titel Osho zu, was nach eigener Interpretation „der Erfahrende“ bedeutet.

Während des Jahres 1989 verschlechtert sich Oshos Gesundheitszustand. Er stellt seine Diskurse ein und zeigt sich nur noch sporadisch. Am 19. Januar 1990 verstirbt Osho. Die Kommune bricht in Jubel aus und feiert seinen Aufstieg ins Nirvana. Osho hat seine Anhänger auf diesen Tag vorbereitet: „Denkt daran, wenn ich gegangen bin, werdet ihr überhaupt nichts verlieren. Vielleicht werdet ihr sogar etwas gewinnen, was euch jetzt noch absolut unbewusst ist. Wenn ich gegangen bin – wohin kann ich denn gehen? Ich werde hier sein, im Wind, im Ozean. Und wenn ihr mich geliebt habt, wenn ihr mir vertraut habt, werdet ihr mich auf tausendundeine Art wahrnehmen. In stillen Momenten werdet ihr plötzlich meine Anwesenheit spüren.“

Der Drache und der Elefant

China und Indien

Bernard Imhasly

Die Welt mag von einer China-Obsession angesteckt sein, in Indien ist Sinophobie eine alte Krankheit. Auch bei ihr werden wirtschaftliche Erreger ausgemacht, aber ihnen sind schwere geopolitische Ängste unterlegt – Einkreisung, Infiltration, territoriale Bedrohung. Der Himalaya ist mehr als eine physische Grenze, und an ihm stauen sich, auf beiden Seiten, ähnlich hohe Vorurteile. Trotz einer direkten Nachbarschaft über nahezu 2000 Kilometer gibt es keine einzige offene Straßenverbindung. Die regelmäßigste Flugverbindung zwischen Delhi und Beijing wird von *Ethiopian Airlines* wahrgenommen und dies bei einem jährlichen Handelsverkehr von über 30 Milliarden Dollar.

Es war nicht immer so. Die ausführlichsten Berichte über das Indien vor der Zeitenwende stammen von chinesischen Besuchern, meist buddhi-

stischen Mönchen, die an die Geburtsstätten ihrer Religion pilgerten. Dass sich der Buddhismus, keine Religion des Schwerts, bis nach China und darüber hinaus verbreitete,

setzte den Austausch von Personen und Waren voraus. Doch die religiöse Einflussnahme geschah nicht auf dem Rücken politischer Einflussnahme, sondern lief indirekt ab, über die

afghanischen und zentralasiatischen Ableger der Seidenstraße. Nicht nur für Europa, auch für Indien war China über lange Strecken ein geschlossenes Land. Aber Chinas Abschottung nach außen, mit Indiens machtpolitischer Introvertiertheit als Pendant, bedeuteten auch, dass es in der Geschichte der beiden Nachbarn praktisch nie zu militärischen Invasionen kam.

Umso größer war die Betroffenheit in Indien, als im November 1962 chinesische Truppen die Grenze an zahlreichen Punkten überschritten und die schwachen indischen Verteidigungslinien überrannten. Die Volksarmee begnügte sich allerdings mit einer politischen Demonstration ihrer Militärkraft: Sie besetzte nur Gebiete, die sie als Teil ihres Territoriums betrachtete. Und genauso unvermittelt zog sie wieder ab und setzte sich nur im Gebiet östlich von Ladakh und im nördlichen Sikkim dauernd fest. Nach einem Monat war der böse Spuk für Indien zu Ende. Doch die Schmach blieb haften, und sie war umso bitterer, als die abziehenden Truppen jede erbeutete Waffe bis zur letzten Patrone auflisteten, verpackten und zurückließen. Es war die erste militärische Niederlage des jungen Staats, von einem Land beigebracht, das in der Vorstellung von Staatsgründer Jawaharlal Nehru eine Brudernation war, mit der zusammen die weltpolitische Domination des Westens gebrochen werden sollte.

Während beinahe 25 Jahren wurden die Beziehungen eingemottet. Das demokratische Indien war im Griff von Misstrauen und der Überzeugung, dass Rotchina Untergrundbewegungen finanzierte, ganz zu schweigen von der Unterstützung von Erzfeind Pakistan, darunter die heimliche Förderung der pakistanischen Atomwaffenentwicklung (direkt und über Nordkorea). In den Augen Delhis begannen sich chinesische Weltmachtambitionen auch im Indischen



Engpässe auf Straßen und Flughäfen, in der Wasser- und der Stromversorgung bremsen das indische Wachstum. Hier verursacht ein haltender Bus einen Stau auf einer Umgehungsstraße in Pune.
Foto: Rainer Hörig

Ozean bemerkbar zu machen, mit der „Perlenkette“ von Marine-Stützpunkten, die sich von Myanmar über Sri Lanka bis nach Pakistan um den Subkontinent legen. Dem Selbstbild des dahin stapfenden gutmütigen Elefanten stand die Projektion des Feuer speienden und alles fressenden Drachen gegenüber.

Zerbrechliche Aufheiterung

Erst Rajiv Gandhi brach mit seinem Staatsbesuch von 1988 das Eis. Dessen wichtigste Errungenschaft war die Einsetzung einer bilateralen Kommission, welche die unterschiedlichen Grenzauffassungen in eine einvernehmliche Lösung überführen sollte. Zwar brachten die bisher 18 Gesprächsrunden keinen Durchbruch, doch das diplomatische Tauwetter öffnete zumindest die wirtschaftlichen Schranken. Innert eines Jahrzehnts wurde aus dem Austausch von ein paar Maultierladungen Schafwolle und Salz ein Handelsverkehr von 30 Milliarden Dollar. Indiens international kompetitive Privatindustrie, namentlich die Software-Unternehmen, errichtete Niederlassungen in China, während Beijing seinen unerschöpflichen Rohstoffhunger auch in Indiens Bergbau stillte, und diese Importe mit der Ausfuhr billiger in-

dustrieller Massenware mehr als wettmachte – bis zu Benares-Hochzeitssaris.

Doch auch dieser „*Courant normal*“ hat das enggewobene Gespinnst gegenseitigen Misstrauens nicht auszulüften vermocht. In Delhis Augen wirft China immer wieder das Gewicht seines wachsenden Weltmachtstatus in die Waagschale, um Indien auszuhebeln. So muss es sich Schritt um Schritt vorkämpfen, wenn es um den Einsitz in einem der asiatischen Regionalforen geht, die in seinen Augen immer eine ostasiatische, und damit zunehmend chinesisch dominierte, Schlagseite aufweisen.

Meist zieht Indien den Kürzeren, denn mit seinen bürokratischen und innenpolitischen Fesseln kann es der chinesischen Zentralplanung nichts entgegensetzen. Die Trumpfkarte seines riesigen Verbrauchermarkts zieht kaum, da der handelstechnischen Abschottung der WTO-Mitglieder enge Schranken gesetzt sind. Und Chinas Dienstleistungsanbieten sind so attraktiv, dass sich Indien ins eigene Fleisch schneidet, wenn es teureren in- und ausländischen Angeboten den Vorzug gibt. Erst kürzlich musste es chinesischen Bauarbeitern Einreisevisa erteilen, weil nur die chinesischen



Software-Entwickler in Pune.

Foto: Rainer Hörig

Blauhemden sicherstellen, dass die Kraftwerkanlagen, die *Shanghai Electric* oder *Harbin Power* für indische Elektrizitätswerke herstellen, im vorgeschriebenen Rekordtempo aufgestellt werden, Indiens riesiger und unterbeschäftigter Arbeitsmarkt hin oder her.

Der Dalai Lama

Delhi hat im Grund nur eine Waffe, um die zahlreichen Sticheleien von jenseits des Himalaya mit der gleichen Münze heimzuzahlen – die Unterstützung, die es dem Dalai Lama gewährt. Zwar lässt es sich nach außen keine Verletzung diplomatischer Normen zu Schulde kommen. Es hat die Souveränität Chinas über das tibetische Hochland immer anerkannt. Und es anerkennt im Dalai Lama lediglich das Oberhaupt des tibetischen Buddhismus. Doch es hat nichts dagegen, dass in Dharamsala eine tibetische Exilregierung sitzt. Und warum, so fragen die Chinesen, wird der Dalai Lama regelmäßig vom indischen Staatssekretär im Außenamt empfangen?

Wenn Delhi dann noch eine Koppelung der Unterstützung für die

„Dalai-Clique“ mit der Territorialfrage zulässt, sieht Beijing rot. Ein Trommelfeuer aggressiver Leitartikel im Parteiblatt *Volkszeitung* geißelte im Oktober den Besuch des Würdenträgers im Kloster Tawang im ostindischen Bundesstaat Arunachal Pradesh. Sie gipfelten in der Aufforderung an Indien, sich an 1962 zu erinnern. Das taten die indischen Kommentatoren ohnehin. Einige beschworen bereits einen neuerlichen Waffengang herauf. Hatte nicht damals schon eine Pressekampagne den Krieg eingeläutet? Hat nicht Beijing mit seinem Straßenbau entlang der „*Line of Actual Control*“ und mit der Eisenbahnlinie nach Lhasa die strategische Infrastruktur für einen neuen Himalayakrieg gelegt?

Dahinter verbirgt sich gewiss auch die lähmende Angst des Kaninchens vor der zischenden Schlange, umso mehr als sich auch größere Mächte vor ihr ducken. Aber sie genügt nicht als Erklärung. Schließlich hat sich das furchtsame Kaninchen inzwischen zum auch weltpolitisch beachteten Elefanten gemausert, mit einer schlagkräftigen, atomgestützten Armee und einer Privatindustrie, die der

chinesischen in vielem voraus ist. Indiens aggressive Unsicherheit ist auch ein Reflex seiner schwierigen völkerrechtlichen Position in bezug auf die Grenzlinien, die auf kolonialen Machtverhältnissen basieren und die Beijing immer zurückgewiesen hat. Der Anspruch Chinas auf die Region um die (vormals tibetische) Tawang-Region bleibt daher intakt, umso mehr als Indien vor 60 Jahren Beijings volle Souveränität über Tibet anerkannt hatte. Der Besuch des Dalai Lama im Kloster Tawang war daher zweifellos ein hochpolitischer Akt, auf den China mit charakteristischem Fauchen reagierte. Provokation und Reaktion zeigen, dass der neulich, beim Klimagipfel von Kopenhagen, demonstrierte Schulterchluss der beiden nicht mehr als eine Zweckallianz war, zu der sich der Große Bruder aus Eigeninteresse herabließ.